

(Nachdruck verboten.)

20]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Am vorletzten August war es,“ sagte die Mala, „als er zu einem Schöpfer berufen ward. Ja, ja! Die Gicht meldete sich da half es nichts, gegen den Stachel zu lösen, — fort mußte er von all den unverförgten Mäulern und das Stelzbein verlassen. Das Haus ist wohl gar nicht so viel wert . . . Seither hat die Tochter die Feinwäscherei für die Herren Offiziere übernommen. Die Vuben gehen in die Schule, wie ich sehe . . . Für sie selbst ist es aber ein hübscher Unterschied zwischen früher und jetzt! Die Haubtze war gewissermaßen eine hochangesehene Person in der Stadt, auf der Straße und überall, wo man eine Obrigkeit brauchte, und wie die Windaahne auf dem Dach des Kanoniers sich drehte, so drehten sich alle, fast bis nach Stavärn hinab . . .“

Nejer hörte ihr nicht länger zu.

„Guten Abend, Madame Wahl!“ sagte er plötzlich und schon sah sie ihn den Weg hinabsteuern, den er gekommen war.

Wieder bog er zum Hause des Kanoniers ab und nun ging er gerade darauf los. Koste es, was es wolle — er lehrte nicht anders zurück, ohne Sara gesehen und sich Klarheit verschafft zu haben, wie er bei ihr stand.

Zu Hofraum drinnen sah er einige der gespannten Schnüre rücken und sich bewegen und aus dem Holzverschlag leuchtete eine Laterne.

Er wußte, wer sich dort befand, ehe er sich näherte.

Sara wendete ihm den Rücken zu und nahm für die Nacht den Rest der aufgehängten Wäsche ab.

„Guten Abend, Jungfrau Nördam!“ sagte Nejer.

Sie wendete sich so rasch um, daß der Strick herabfiel. Da lag er mit der ganzen Wäsche auf dem Boden.

„Ach, wie Sie mich erschrecken!“ rief sie aus und beugte sich hastig nach der Schür herab; aber er merkte wohl, daß sie ganz rot vor Ueberraschung war.

„Nein, nein, Jungfrau Nördam! Ich hüffe das schon wieder auf!“ In der Eile riß er ihr den Strick fast aus der Hand und begann nach dem Haken auszufchauen, an welchem die Schnur sollte befestigt werden.

„Da ist er ja!“ sagte Sara lachend und wies auf einen kleinen Nagelkopf in der Wand.

Nejer suchte vergebens den Strick fest zu machen.

Noch einmal all das Weißzeug auf dem Boden.

„Nein, Jungfrau! Der Knoten, welcher hierher paßt, geht über meine Kunst!“

„So lehre ich Sie vielleicht einen neuen. Ich mache es so!“ — sie wand nur das Schnurende um den Nagelhaken. Sie hatte übrigens ihre Mühe damit, den trockenen Teil der Wäsche rasch genug in den Korb zu bekommen; es ging etwas ungeschickt von der Hand.

Ruhig wurde sie erst, als Nejer zu reden anfing: er habe von der Trauer vernommen, die sie im Hause hätten und darum habe er sogleich, da er aus Land kam, heraufgeschaut.

Sie wollte ihn nicht den Korb tragen lassen und er wollte es sich nicht verbieten lassen, ihr einen Arm voll Holz in die Küche zu tragen.

„Sie haben ja jetzt nur Kinder zu Hüffe, Jungfrau Nördam! Würde geru für Sie jeden Tag im Jahr das Holz haben!“

„Ach, danke — ich kann mir ja Hüffe nehmen, so viel ich brauche . . . ich habe es, ich kann es thun!“ scherzte sie abwehrend.

In der Küche nahm sie den Wedel und begann während des Gesprächs die Wäsche einzusprühen.

„Daß weiß ich ja, Jungfrau Nördam! Wer aber für nichts zu sorgen hat, wird schließlich steif im Arm . . . Sie wissen, wenn „man nur knapp für sich selbst hat . . .“

„Das dürfen Sie wohl sagen, Zuhl! — Ich aber“ — sie hielt in der Arbeit inne und wendete sich ihm ernsthaft zu, und nun sah sie tüchtig spanisch aus — „ich aber habe

drinnen vier Kinder zu erhalten!“ — Sie nickte gegen die Stube zu, aus welcher Spiel und Lärmen scholl.

Nejer fühlte gut, daß dies einen freundlichen Abschlag bedeutete; es war, als ob das Verdeck unter ihm sänte!

Kinder seien das Unterhaltendste, das er kenne, versicherte er ungemein eifrig. Sie aber lachte und lenkte das Gespräch auf seine Reise.

Nejer war wortknapp und nachdenklich geworden, sie allein hielt das Gespräch aufrecht.

„Wie ich höre, haben Sie die Steuermannsprüfung gemacht, Zuhl!“

„Von wem? — Wer hat es . . .“

Sie wurde ein wenig verwirrt. „Ich erinnere mich wirklich nicht . . .“

Er sah wie in einer Erleuchtung Linds Gesicht vor sich.

„. . . wenn es nicht etwa . . . beim Bootsmann Lorgersen war,“ fügte sie nun bei.

Das erleichterte, gab jedoch noch nicht volle Sicherheit.

„Wir vernahmen im Winter so viel von all dem Traurigen in St. Mauritius und wie Sie mit dem gelben Fieber an Bord segelten,“ fuhr sie fort; sie sah, daß er ganz bleich und verstimmt war.

„Ja, das war eine böse Reise!“

„Bei Lorgersen bekamen sie einen Brief über das Ganze. Es standen große Dinge von Ihnen drin, aber daran habe ich nie gezweifelt, daß, wenn es auf etwas Ordentliches ankäme, auch Nejer Jansen Zuhl genannt würde!“ Sie versuchte zu scherzen, allein der Ausdruck war warn und es schien fast, als ob die Stimme zitterte. „Dachten Sie denn gar nicht daran, daß Sie selbst krank werden könnten?“

„Nein!“ rief er, plötzlich hervorbrechend, „aber ich will Ihnen sagen, woran ich dachte, während all der Zeit . . .“

Eine stolze, schöne Jungfrau war's, droben in Norwegen, die ich niemals mehr aus dem Kopfe kriegen konnte — und so dachte ich an sie, daß ich nur meinen Schöpfer bat, mich wieder als mich selbst fühlen zu dürfen, — denn der, welcher da beim Steuertrad stand, war ja ein Wolf, ein Mannesmörder! — und mich nicht zu quälen, sondern mich sie bekommen zu lassen, sie mit samt all den Kindern, die sie hat!“ fügte er mit einem schelmischen Blick auf die Stube bei. —

„Diese Jungfrau habe ich mir stets gedacht als eine Gallionsfigur auf einem dreifachen Eichensteben, bis zum Leib hinab in den Seeschaum tauchend — mit so hoher Brust und einer Miene wie die Thrige — mit gerade solcher Haltung von Kopf und Nacken, wie Sie sie haben, Jungfrau Nördam! Es ist, als schaute sie über das ganze Meer hinaus und sagte den Wogen: „Ich breche euch!“ — Hier steht ein Stück von einem Menschen, der in der Welt wohl vorwärts käme, wenn er nur die kriegte, mit welcher er segeln möchte . . . Ja, Jungfrau Sara Nördam! Ich bin heute nicht Kapitän geworden, ich bin nicht herausgeputzt, flott und galant! Häßlich bin ich, habe eine lange Nase, stehe in manchem zurück! Aber — schenken Sie Nejer Jansen Zuhl Treu und Glauben und verlassen sollen Sie nicht werden, — nicht für fremde Weiber . . . für gar nichts auf der Erde, so lange als noch Leben in mir ist!“

Er hatte sich dem Spritzbrett genähert und stand nun gerade vor ihr und sah ihr in die Augen.

Sie war groß, er war noch größer . . . Sie stand totenbleich, den Wedel in die Wasserschale hinabgesenkt, mit halb-offenem Munde da.

„Aber Zuhl! Wo bleibt denn Ihr Verstand? — Hier . . . vier Kinder . . .“

„Nur ein Vergnügen, sage ich Ihnen! — Und wenn ich auf Reisen bin, so sind sie ja im Hause geradezu unentbehrlich!“

Sie schwieg einen Moment.

„Beim Tanz in der Parade voriges Jahr — als Sie auf der Bank so da saßen als einer für sich selbst, und so stolz auf mich und uns alle schauten, da dachte ich mir, mit einem geringeren Mann als dem da verheirate ich mich nie! Und später abends, da wußte ich auch, da es mit keinem andern geschehen würde, wenn es mit mir nämlich so gestanden wäre wie mit anderen Mädchen und ich niemand zu versorgen gehabt hätte . . . Darum dacht' ich mir,

in ihm darfst du von Anfang an keine solchen Gedanken wecken, daß er es vielleicht einmal schwer hinnimmt, wenn du ihm Nein sagen mußt! Ich that, was ich konnte, Zuhl!"

"Ja, — nun ist das aber völlig zu spät, Jungfrau Rördam!"

13.

Es war auf der Rückfahrt von Danzig nach Bergen, drei, vier Wochen später. Rejer ging mit einem Spahn im Runde herum und grübelte über Zukunftsplänen — was er eigentlich ergreifen sollte.

Von Danzig ab war Lind wieder in seiner alten, flotten, guten Laune.

"Du, Zuhl!" sagte er plötzlich und hielt mitten in einer frischen Melodie, die er pffiff, inne, "ich glaube, ich bin der Möglichkeit entronnen, ein verheirateter und gebundener Mann zu werden! Zum drittenmal habe ich nun gefreit, und da ich beim letzten Mal daheim durchfiel, so ist jetzt Hans Lind patent . . . patent!" wiederholte er und schlug sich mit dem Pfeifenrohr auf das Bein.

"So! — Nun, ich bin nicht so durchgekommen! Und ich freite zum erstenmal!"

"So? — Ach so — o!" Er drehte sich rasend auf dem Sattel um.

"Uebrigens," warf er boshaft ein, "ist es jedenfalls zum zweitenmal, daß Du Dich versuchst! Das erste Mal gabst Du eine Silberkette darauf aus — Du erinnerst Dich — leider war sie schon vorher verlobt — mit Doktor Frederiksen!"

"Nun, nun?"

Lind ging ganz puterrot bis zur Backe vor.

"Schneid'schnad, Zuhl!" sprach er dann, als er wieder kam, "da gehe ich todsroh herum, daß ich kein Ehemann und dergleichen werde, wozu ich ja doch nicht taue, und im nächsten Augenblick machst Du mich wieder ganz verrückt! Nimm Du sie, mein Junge — es ist fester Untergrund in Dir!"

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Hauch der Weinbeere schimmert über der Welt. Eine göttliche Fensterputzergesellschaft hat alle Scheiben blank gewischt, und über der grellen Sonne sind milbernd seine Silberfächer geblendet, ganz zarte, blasse, still lächelnde, die lauer, feuchter Wind sacht gegen läßt. Die Stimmen der Menschen klingen reiner, und selbst die Hähne krähen aus melodischeren Kehlen. Ein verhaltenes, aus innigen Tiefen drängendes Jauchzen fliegt durch die Welt und löst wieder die fast schon zusammen gepackten, eingetampften Lungen der verdrossen Almenden.

In den Gärten toben die Blumen. Einmal noch vor dem Ende! Sie tanzen auf Gräbern, ihre weichen Blütenblätter glühen im Fiebertausch. O, wie überquellend reich ist der Tag, der der letzte ist! Georginen, Astern und Chrysanthenen wirbeln Feuerfarben. An den spröden Ästen klammern sich schmeichelnd, in tiefem Rot und leuchtendem Braun, die Blätter, deren Adern immer voller hervortreten in den zerfallenden Geweben, wie die blauen Wäde des Lebens auf müden Greisenhänden. Der Tod naht — es rausche das Leben! Dort unten häufen sich bereits die Massengräber des gefallen Laubes, und jeder Windhauch rollt es raschelnd über die Straße, gleich einer willenlosen toten Herde von Tiergespenstern, die ein Geisterhund umkreisend treibt. Natur hält Standrecht und ihre Geschöpfe schwelgen in dem letzten Augenblick des revolutionären Gestaltens.

Die Kinder haben die letzten Kastanien von den Bäumen heruntergeholt. In den Körbchen und Kistchen daheim beginnen die leuchtenden braunen Schalen bereits trüb zu verwitern und der prächtige Halsknecht der aufgereihten Früchte wird schrumpelig und garstig, bald liegt das köstliche Spielzeug, um dessen Gewinn die kleinen Konkurrenten grimmig haberten und sich schier die Hälse brachen, im Feuer des Herdes. Draußen aber im königlichen Park von Sorgenlos, den man Sans souci heißt, liegen die Kastanien noch eng gefaßt am Boden, niemand sucht sie auf in der weiten Einsamkeit. Es ist das einzige Gute an der Monarchie — ich bitte, mich nicht aus der Partei ausschließen zu wollen —, daß sie einst diese Parks kaufte. Nirgends rauschen die von niemandem zu verbietenden Märchenbrümmen des Herbstes üppiger wie in den Hofgärten um Potsdam. Auf den Terrassen brennen in gleicher Farbe die letzten Blumen. Die Obstbäumchen in den Kübelen tragen gewaltige Äpfel und Birnen edelster Art; ihr strotzender Saft schreit den garten Schmelz der feinen Haut sprengen zu wollen. Und kennt ihr die Villa des Glaukus, um die jetzt Böcklins Capri-Farben lodern? Wenn ich nicht Sonntagsplauderer am "Vornwärts" wäre, möchte ich wohl Hofgärtner sein und in der Villa des Glaukus hausen. Ueberall lugen die nackten Nokolomännlein und Weiblein hervor,

recht häßlich-schelmisch die süßen Damen und weislich die mythologischen Herren, aber der Zauber der Sorglosigkeit einer Welt, die am Abgrunde verliebte Schäferspiele trieb, sichert noch unter den schwarzen Podenmarken hervor, die Tausende von herblichen Regenschürmen dem kistern bühnenden Marmor gruben. Und wäre ich verpflichtet als Schloßgärtner in der Villa des Glaukus an die Reichfelder der Friedericianischen Kriege zu denken, an den Hunger und die Wunden der zertretenen Unterthanen, aus denen all' dieser Glanz wuchs? Brauchte ich in der Villa des Glaukus das Weltgericht der großen Revolution zu schauen, in der das tanzende, schlendende, lissende, zierliche, graujame, tändelnde, streichelnde, blutgauerische, verwüstende Nofoto erschreckt untertauchte, ohne doch für immer zu versinken? . . . In den Wunden des Herbstes, in seinem Feuerzauber glimmen die Scheiterhaufen für das Verwesungsreife. Im Herbst vollzieht sich die reinigende Wiebergeburt, und es ist Opferblut, das die wellenden Blätter rötet . . .

Des Abends steigen die Rebel hernieder, und weben junger Liebe heimliche Verstecke. Im Rebelheim der Herbstnächte läßt sich wohl Liebe haschen. Man träumt nicht mehr auf Bänken und noch nicht in engen Stuben. Die Liebe wandert jetzt, ungesehen in der Tarnklappe des Rebels, und wo er ganz dicht und geheimnisvoll wird, da bleibt man wohl stehen und die Herzen halten, aneinander lehrend, klopfend seltsame Zwiegespräch. "Wie feucht Dein Bart ist!" "Das ist der Herbstnebel." In den dümmsten Worten zittert eine andächtige Unendlichkeit von Tiefstimm, wenn in dem Herbstnebel sich Liebe hascht. Ich kann nur jeder unberührten, sehnsüchtigen Seele zwischen 17 und 22 Jahren empfehlen, sich die Herbstzeit auszuwählen, wenn heimliche Liebe, von der niemand nichts wissen soll, zum ehern schmiedenden Schicksal zu wachsen begehrt. Laßt's Euch von einem Erfahrenen raten. Der Herbst ist ja ohnehin das Jahr- und Wahrzeichen der — Vergänglichkeit.

Freilich, in Berlin vermag selbst der Rebel nicht mehr die Indiskretionen der unheimlich fortschreitenden Beleuchtungslehre zu säufstigen. Seitdem vollends die scheußliche Seuche des neuen gelben rucklosen Kneipenlichtes, das Strygium und Chankali leuchtet, in den Straßen um sich greift, giebt es hier keinen Abend und keine Nacht und kein Dunkel mehr, und der dichteste Herbstnebel vermag darüber gar nichts. Darum kann hier nur jene mit allem Raffinement des industriellen Aufschwunges ausgestattete Funktion gedeihen, von der der seelenvolle, wenn auch ein wenig heißere Sängler der Leipzigerstraße schwärmt:

Ach Irma, Irma, Irma,
Dich liebt die ganze Firma.

Weber Irma noch die Firma bedürfen zur Vethätigung ihres Gemütslebens der Heimlichkeit und Einsamkeit schaffenden Herbstnebel. Das neue gelbe Strygiumlicht giebt ein besseres Mittel für ihre Zärtlichkeit, und das Centrum der von zehn Straßenbahnlinien durchquerten Kreuzungsstelle am Dönhofsplatz genügt völlig als lauschiger Ort ihres Stellbüchens. Seitdem Irma à la Schlange geschnürt ist und ein künstliches Knochengerüst als Skelettkorsett trägt, findet sie trotz ihres verkehrstörenden Haarwuchses auch in dem engsten Weichenwinkel der Straßenbahn genügend Raum zur Ausstrahlung ihrer Guld. Die glückliche Firma!

Aber ich beneide die ganze Firma nicht. Ich bin ein altmodischer Herr. Erst wenn ich die Banneile der Stadt hinter mir habe und dort wandre, wo man so herrlich früh die Latexen löst, und wenn ich dann in der erhabenen Ruhe der rauchfreien Herbstnebel zweiteilige Menschenschatten huschen und weilen sehe, dann neide ich ein wenig die Jugend, die sich ihre Luftschlöffer in die grau schimmernde Nacht baut und die beseligt zittert bei den Worten des Tiefstimm: "Wie feucht Dein Bart ist!" — "Das ist der Herbstnebel!" Ach, Irma, Du kennst nicht die Märchenblüten des Herbstes, und die gerichtlich eingetragene Firma noch weniger! Ich aber stehe mir daheim das Licht an und schaue in des Hofrats Kirschner dunkelgrünem Kalender nach, wann ich geboren bin, kengstlich rechne ich an den Fingern die Jahre. Das Ergebnis schmerzt. Wagh liege ich im Bette und vor mir gleiten im Rebel die zweiteiligen Menschenschatten. War es nicht erst gestern, als ich noch zwanzig Jahr war? Schon Herbst? . . .

Am nächsten Morgen hängen die Wolken schwer herab. Es regnet, als ob es seit Jahrhunderten nichts andres auf Erden gegeben hätte als diesen gleichmäßigen Tropfenfall. Das fällt so geläufig, so virtuos, so bösarig selbstbewußt, so höhnisch endlos, alle Farben sind jäh gestorben. Der Herbstzauber war eitel Spud und Gaukelei. Schlaf lieben die rostigen Blätter an den Bäumen. Es riecht nach Moder. In den Zeitungen liest man von untergegangenen Schiffen und Selbstmördern. Der Ofen hat sich in ein hungriges Ungeheuer verwandelt. Man denkt an den Kohlenwucher, an die durchlöchernten Stiefelsohlen, den fehlenden Mantel, an Kälte, Hunger, Arbeitslosigkeit und Agh für Obdachlose.

Ist's wirklich mit dem jungen Ungestirn vorüber? Liebt ich nicht sonst auch diese herbstlichen Regentage, die jetzt mir sonder Trost scheinen? Tief ich nicht ohne Chimie hinaus in den Tiergarten und lieg mich dort erfrischend durchnässen? Lokte es mich nicht allemal, mich in den damals noch vorhandenen Graben an der Charlottenburger Chaussee, der bis an den Rand mit wellen, feuchten Blättern gefüllt war, hinein zu werfen und all die stürmende Glut zu kühlen? Hinaus in den Tiergarten!

Die armen, marmornen Aslanier, Bayern, Luxemburger und Hohenzollern! Zu trauriger Unsterblichkeit verurteilt, müssen sie in

Reiß und Glied erlarrt den Regen an dem weißen Leib heruntergleiten lassen. Nicht einmal die heroische Beinstellung dürfen sie ändern. Sie kloppern in ihren Rüstungen und mit ihren Orden. Ihre Augen trüben. Die Arme martert das Byperlein. Nur Otto der Paule, der Gemialte der Potentaten, bleibt sich in seinem schlaftrigen Lächeln gleich, ihm kann auch der Regen nichts anhaben; er ist zu träg, um sich zu unangenehmen Empfindungen zu entschließen. Er trauert nicht einmal über den verschwundenen Tiergarten.

In der That — wo ist der Tiergarten geblieben? Nichts mehr von dem einstigen Wald, in dem der Herbst ein wildes Chaos schuf, in dem man so schön umherlaufen konnte, wenn es galt, der Kräbjal oder dem Blick Befreiung zu schaffen. Nur Sträßen noch und Wege, deren civilisierte Zugänglichkeit durch ein paar verstreute Bäume behindert wird. Nirgends ein Däccht, eine umschützte Stelle. Durch die Zahnläden preist der Wind. . . .

Ein uralter Mann beugnet mir. Gramvoll sieht er aus, erschöpft, wie nach langem, vergeblichen Suchen. Traurig geht er auf mich zu und indem er den Schlapphut lüftet, aus dessen Randgräben Sturzbäche hervorbrechen, fragt er mich mit verzweifelter Stimme: „Entschuldigen Sie, mein Herr, können Sie mir wohl sagen, wo hier der nächste Baum steht?“ —

J o c.

Kleines Heuiletou.

y. Menschenhandel im Jahre 359 n. Chr. Vielfach wird noch von den Vertretern kirchlicher Gemeinschaften dem Christentum das Verdienst zugeschrieben, es habe in Europa die Sklaverei beseitigt. Wir irrg diese Behauptung ist, lehrt allein schon die That- sache, daß in den christlichen Staaten des Abendlandes viele Jahr- hundert lang die Leibeigenschaft bestanden, die der Sklaverei so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, und die ganz sicher nicht durch den Einfluß der christlichen Kirchen gefallen ist, lehrt noch einleuchtender die Geschichte des niedergehenden römischen Kaiserreiches. Wenn nämlich hier die Sklaverei wenigstens in der Landwirtschaft sich schließlich meistens umwandelte in die mildere Hörigkeit des Kolonats, so war daran die katholische Kirche gänzlich unschuldig. Zweifellos ist freilich, daß sich die Sklaverei mit den Lehren Christi nicht verträgt. Das hat aber nicht gehindert, daß schon der Apostel Paulus dem Sklavenhaltenden reichen Christen Philemon sein ent- laufenes lebendes Eigentum, den gleichfalls christlichen Oregimat wiederschickte, indem er zwar ein gutes Wort für den Sklaven einlegte, aber keineswegs in entschiedenen, unzwei- deutigen Worten den Philemon auf die Unvereinbarkeit seines Handelns mit seinem Bekenntnis aufmerksam machte. Und je mehr die christliche Kirche mit den Reichen und Mächtigen Fühlung gewann, desto größer wurde unter der Geistlichkeit die Neigung, sich mit dem herrschenden Unrecht auf allen Gebieten abzufinden: nicht zum wenigsten auf dem der Sklaverei. So finden wir, nachdem die katoli- sche Kirche unter Konstantin (306—337) und seinen Nachfolgern mehr und mehr zur herrschenden Staatsreligion im Römerreiche ge- worden war, zwar einen mit allen Mitteln skrupellos geführten Kampf auf Tod und Leben zwischen den Parteien im Schoß der Kirche, aber keineswegs ein gemeinsames Vorgehen etwa in der Richtung, die Pest der Sklaverei abzuschaffen. Diese bestand viel- mehr lustig weiter fort, so weit sie nicht — auf dem Lande — durch die wirtschaftliche Entwicklung unrentabel geworden war. Ein sprechendes Zeugnis für diese That- sache ist eine interessante Urkunde über einen Sklavenlauf, die der Zeit des christlichen Kaisers Konstantius (337—360) angehört. Das Dokument hat merkwürdige Schicksale hinter sich. Gegenwärtig im Berliner Museum aufbewahrt, ist es 1879 hierher geschafft worden aus der ägyptischen Stadt Medinet-el-Fahum, die auf der Stelle des antiken Ortes Arsinoe steht. Unter den Trümmern zahlreicher Urkunden aus der römischen Kaiserzeit, die im städtischen Archiv von Arsinoe aufbewahrt worden waren, fand sich auch die hier in Frage kommende, in eine Anzahl Fetzen zerrissen, aber doch bis auf die Schlussworte vollständig. Das Altentück, das in griechischer Sprache abgefaßt ist, ist aber nicht in Arsinoe ursprünglich auf- genommen worden, sondern in der phönizischen Küstenstadt Askalon, deren einheimische, vom Jahre 104 v. Chr. ab zählende Zeitrechnung es auch aufweist; freilich geht voraus die Datierung nach römischer Art: „am 4. Tag vor den Iden des Oktober unter dem Konsulat des Flavius Eusebius und Flavius Hypatius“ (12. Oktober 359 nach Christi.). Die Urkunde enthält einen in aller Form römischen Rechtsgeschäft abgefaßten Menschenhandel zwischen zwei römischen Offizieren, einem in Askalon stationierten und einem nur auf dem Durchmarsch dort weilenden, und lautet folgender- maßen: „Unter dem Konsulat des Flavius Eusebius und Flavius Hypatius, der Hochedeln, am 4. Tag vor den Iden des Oktober, unter gutem Zeichen, in der freien und freien Kolonie Askalon, am 14. Tag des Monats Gorpianus im 602. Jahre kaufte in gutem Glauben Flavius Vitalianus, Probianmeister in der Schwadron gepanzerten Reiter, die gegenwärtig in der ägyptischen Stadt Arsinoe garnisonieren unter dem Kommando des Tribünen Dorotheus, von Flavius Agemundus, Senator*) einer Compagnie

constantinischer Hilfstruppen, unter dem Befehl des Tribünen Varius, jetzt . . . der hier befindlichen Familie der constantinischen Soldaten“), dessen Sklaven namens Argutis, oder was er sonst noch für einen Namen hat oder haben wird, von Nation einen Gallier, seines Alters ungefähr 14 Jahre, mehr oder weniger; von weißer Hautfarbe, breitnäsigt, schönhäutig und glatthaarig, für den zwischen ihnen vereinbarten Preis von 18 Goldstücken, Ausmünzung des gegen- wärtigen Kaisers, 1/2 Pfund schwer, mit zwei Frauengestalten,**) welche 18 Goldstücke des Preises der Verkäufer von dem Käufer erhebt und geleistet bekam gemäß dem vorliegenden Vertrag und aus der Hand; und er hat ihm den vorbeschriebenen Sklaven übergeben, ihn mit voller Gewalt zu haben und als Herr zu besitzen, ihn zu verkaufen und zu verwenden, auf welche Weise es ihm gut dünkt: vom heutigen Tage ab auf immer. Und wenn jemand auf den gekauften Sklaven Ansprüche erhebt, oder wenn ihm etwas Schuld gegeben wird, auf welche Weise auch immer, so wird der Verkäufer oder seine Rechtsnachfolger mit dem eignen Vermögen dem Käufer gut stehen oder ihm sofort den Preis auszahlen und den Schaden, und so viel es etwa ihm und seinen Rechtsnachfolgern ausmacht! Für die heilige Krankheit (Epilepsie) und alten Schaden und geheimes Leiden wird gleichfalls bis zu 6 Monaten — und für Entlaufen bis zu 12 Mo- naten — der Verkäufer und seine Rechtsnachfolger dem Käufer und seinen Rechtsnachfolgern gutstehen oder ihm den Preis bezahlen und den Schaden, und so viel es etwa ihm und seinen Rechtsnachfolgern ausmacht: wobei die gesamten Ansprüche des Käufers sich erstrecken auf den Verkäufer und sein Vermögen, was er jetzt besitzt, und was er hiernach noch hinzu erwerben wird, in aller Art, so daß ein jegliches davon, welcher Art auch, und namentlich als Hypothek und Pfand dient; so daß der Käufer das Recht hat. . . . Hier bricht der Text ab; es fehlen aber nur noch wenige Worte: vor allem die Unterschriften der beiden Kontrahenten und ihrer Zeugen. Aus dem Dokument spricht mit seiner ganzen, unerbittlichen Schärfe der starre Eigentumsbegriff des römischen Rechts. Soweit es irgend denkbar, ist der neue Besitzer der menschlichen Ware in seinem Eigentumsrecht gegen alle An- fechtungen und Fährlichkeiten geschützt. Wie man sieht, erwirbt er den jungen Gallier für 18 Goldstücke (= etwa 220 M.) zu un- beschränktem Eigentum wie ein Stück Vieh: daran hat der Sieg des Christentums nichts geändert. Außer dem sachlichen Inhalt des Dokuments, der sich um den Verkauf des Sklaven Argutis dreht, sind noch von Interesse die Personen der beiden Kontrahenten. Der Probianmeister der gepanzerten Reiter, Flavius Vitalianus, war nämlich zweifellos mit seiner Truppe von Arsinoe vorüber- gehend nach Askalon gekommen auf dem Durchmarsch nach dem Osten, wo der Perserkönig Sapor gerade einen furchtbaren Einfall ins Römische Reich unternommen hatte. Kurz vor Abschaffung seiner Urkunde hatte er die Festung Amida am Euphrat (das heutige Diarbek) eingenommen, wobei ihm 7 Legionen zum Opfer gefallen waren. Gegen ihn marschierten die gepanzerten Reiter, zu denen Vitalianus gehörte. Er ist aber augenscheinlich samt seinem neu- erworbenen Sklaven allen Kriegsgefahren glücklich entronnen: sonst hätte er nicht die Kaufurkunde nachher im Archiv von Arsinoe niederlegen können. Gemahnt so seine Gestalt an die eine aus- wärtige Gefahr, von der das stulende Römerreich beständig bedroht und erschüttert wurde, das Perserreich der Sassaniden, so erinnert an die noch gefährlicheren Nachbarn der Römer auf europäischem Boden, die Deutschen, die Person des Senators Agemundus. Nach Ausweis seines Namens ist er ein Franke. Gleich so vielen seiner Landsleute war er Offizier im römischen Heer, während gleichzeitig der kaiserliche Prinz Julian am Rhein gegen Franken und Alemanen beständig Krieg führte. Und während der junge Gallier Argutis an der Grenzschleife von Asien und Afrika als Sklave verhandelt wird, waren gleichzeitig schon Massen von Germanen als Kolonen in Gallien angesiedelt worden. Während die freien Germanen immer ungebildiger an die Rhein- und Donaugrenze drängen, wird die römische Armee immer mehr mit deutschen Offizieren und Mann- schaften angefüllt und werden gleichzeitig die durch die Sklaven- wirtschaft entvölkerten Gebiete Galliens mit Germanen besiedelt. An diese für Rom mit Unheil schwangeren That- sachen gemahnt auch diese Urkunde aus Askalon. —

Geographisches.

— Die Grotten der tausend Buddhas. In den jetzt erschienenen „Comptes-Rendus“ der „Académie des inscriptions et belles-lettres“ (Bulletin Mars-Avril) ist ein Vorbericht des französischen Reisenden Charles-Eudes Donin über seine Reise (1898—1900) nach Central-Asien enthalten, wobei er im Süd- osten der Stadt Sha-Tschou an der westlichsten Spitze der westlichen chinesischen Provinz Kansu die schon vorher bekannten, aber noch nicht richtig geschilderten Grotten der tausend Buddhas besuchte. In einer Sandwüste, die sich bis zum Fuße des Han-Schan-Gebirges erstreckt, findet sich die Oase, welche die für die Religions- und Kunstgeschichte gleich wichtigen Grotten birgt. Jetzt ist es eine gänzlich verlassene

*) Die „Familie“ einer römischen Truppe war ihre Reserve an jungen Römischen, die in diesem Fall anderswo stationiert war, als der eigentliche Truppenteil. Die durch Pünktchen bezeichneten ausgefallenen Worte müssen enthalten haben, daß Agemundus zeit- weilig diese Familie befehligte.

**) Auf der Rückseite Rom und Konstantinopel darstellend.

*) Offizierrang der Kaiserzeit.

und vergessene Gegend; einst, im ersten Jahrhundert vor Chr., zur Zeit der Han-Dynastie, führte die große Handelsstraße, die Europa mit dem äußersten Osten verband, hindurch, und auch Marco Polo ist sie noch gezogen. Tien-so-Tong heißt der Wallfahrtsort, wo sich in einer Löhsäulenhöhle, die manchmal sich über 50 Meter über dem ausgetrockneten Fluß erhebt, die Grotten gleich den Zellen eines Bienenvolkes befinden. Alle sind leer und in das ewige Schweigen der Wüste versenkt, aber ihre Wände sind mit glänzenden und, infolge der fortwährenden Trockenheit der Luft wie am ersten Tage frischen, Malereien bedeckt. Das Flußbett ist jetzt mit hundertjährigen Bäumen bewachsen, die ein heiliges Gehölz bilden und die Grottenfassaden teilweise bedecken. Keine Grotte gleicht der andern; je nach der Höhe der Lösschicht sind drei und vier übereinander, von denen manche nur einen oder zwei Meter tief sind, die Mehrzahl aber 8—10 Meter im Quadrat haben, während die größten Grottenhöhlen 15—20 Meter Breite und Tiefe umfassen. Untereinander standen sie nur durch Holzbalkone in Verbindung, von denen noch Spuren geblieben sind. Die in ihren vollen Farben noch leuchtenden Fresken sind zum größten Teil im reinsten indischen Stil auf einen Kalkwurf gemalt. Es zeigen sich große und kleine, sitzende, ruhende und stehende Buddhas, dann die Göttin Tara, Szenen aus dem Leben und der Verehrung Buddhas, Festzüge, deren Teilnehmer arische Gesichtsbildung und indische Kleidung tragen, und wobei namentlich die Grazie der dargestellten Frauen auffällt. China selbst ist nur an den Wänden der größten Grotten mit den üblichen Szenen aus dem täglichen Leben des Chinesenvolkes repräsentiert. Als hervorragende Grotten bezeichnet der französische Reisende eine Pagode mit einem 15 Meter großen liegenden Buddha; eine andre, deren 25 Meter hohe Buddhabild durch drei Stockwerke gehend aus dem Löß gearbeitet ist; den Centraltempel, der fünf Etagen und einen ungefähr 30 Meter hohen Buddha birgt; einen großen Saal mit Idolen und Inschriften, wobei eine religiöse Formel in sechs alten teilweise verschwundenen Alphabeten abgefaßt ist; eine große Grotte mit drei Gruppen von je drei Figuren vor einem ruhenden Buddha, alles im indischen Stile. Die Inschriften verteilen sich von 866 n. Chr. an auf die Tangperiode (776 und 894), auf einen König von Sining Namens Suleiman (1350), der ein Ugrokneffe des Tchengis-Khan war, und auch das 19. Jahrhundert ist in einer kleinen Pagode nächst den Grotten mit einer Inschrift aus dem siebenten Jahre Kiating (1802) vertreten. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber die Mengen, in denen Tiere auftreten können, enthält die Schrift „Gesellige Tiere“ von B. Marshall verschiedene Angaben. Es sollen auf der kleinen Insel Waß bei Schottland früher jährlich 75 000 Pärchen des Tölpels gezüchtet haben. Die Trottlummen bilden auf den nordischen Vogelbergen Herden von mehr als 100 000 Stüd. Abbot fand auf den Fülland-Inseln auf einer Fläche von 25 000 Quadratmeter mindestens 100 000 Eier von Pinguinen; da aber jedes Pärchen nur ein Ei erzielt, brüteten dort 200 000 dieser Vögel. Pöppig sah an der Westküste Südamerikas schwarze Verteiltschnäbler in solchen Mengen sitzen, daß sie entlang des Strandes ein dunkles Band von 11—12 Kilometer Länge bildeten. Bei Van-Diemensland beobachtete Kapitän Flindros 1850 einen dichten Zug Sturmvögel von 300 englischen Ellen Breite und 50—80 Ellen Höhe, der 1 1/2 Stunde lang vorbeizog; er schätzte ihre Zahl auf über 151 Millionen Stüd. Kapitän Bogant sah das Ufer der Insel St. Paul auf eine Länge von etwa 18 Kilometer und in einer Breite von 70 Meter von Vögelroben bedeckt; er schätzte ihre Zahl auf 1 152 000 Stüd. Noch vor 50 Jahren wurden am oberen Kongo Antilopenherden von mindestens 30 000 Köpfen beobachtet. In einem einzigen ostpreussischen Reviere wurden 1853/54 etwa 150 Millionen Eier des Nomenpimmers gesammelt. Die Schwärme der Wanderheuschrecke mögen sich auf Milliarden von Individuen belaufen. Im Frühjahr 1872 wurden an einer Strecke der Westküste Schleswig-Holsteins über 5 Millionen Heringe gefangen. Ihr Mageninhalt bestand fast ausschließlich aus einer kleinen Krebsart, durchschnittlich 21 000 Stüd in jedem Magen. Es kommt also nur auf diese Heringe die gewaltige Zahl von beinahe 16 Milliarden Krebse, die doch nur einen Bruchteil der überhaupt vorhandenen darstellen. Wo bleiben da, wenigstens der Zahl nach, die 1500 Millionen Menschen der ganzen Erde? —

Technisches.

gr. Soll die Kohle vor dem Aufwerfen genäht werden? Ueber die Frage, ob es zweckmäßig ist, die Kohle vor dem Aufwerfen zu nässen, sind bekanntlich die Ansichten sehr geteilt. Da nun aber die richtige Beantwortung sowohl für kleine als auch für große Feuerungsanlagen große Wichtigkeit hat, so wird die Meinung des Fachblattes für die Praxis der Dampfessel- und Dampfmaschinenbetriebe Beachtung verdienen. Der rein wissenschaftlich und theoretisch gebildete Mann wird sagen, daß das Befeuhen der Kohlen keine Ersparnis mit sich bringt, weil das Wasser zerjetzt wird, und weil dazu ebenso viel Wärme gebraucht wird, als man später zurückgewinnen kann. Ferner ist es möglich, daß beim Umwandlungsprozeß ein direkter Verlust entstehen kann, weil eben keine Umwandlung

ohne Verlust möglich ist. Die Praxis zeigt jedoch, daß z. B. die Lokomotivbeizler fast ohne Unterschiede ihre Kohlen nässen, denn thum sie es nicht, so wird viel Kohle durch die Rohre hindurchgezogen und durch den Schornstein ausgeworfen, bevor sie die Möglichkeit hatte, gänzlich zu verbrennen. Wo weiche Kohle bei stationären Kesseln verbrannt wird, werden die Feuerungen häufig weit mehr beansprucht, als sie könnten, wenn nicht verstärkter Zug gebraucht würde; hier ist es nun am Plage, die Kohlen zu befeuchten, denn diese Behandlung verhindert den Ruß, sich in den Röhren anzusammeln. Ein anderer Grund ist der, daß die Kohle lebhafter verkohlt, und obgleich es dadurch erforderlich wird, das Feuer in kurzen Zwischenräumen aufzubreaken, so wird die Kohle doch nicht durch die Rostspalten fallen, weil sie durch den infolge der Feuchtigkeits entwickelten Zusammenhalt daran gehindert wird.

Wenn man einen einfachen Versuch machen will, so braucht man nur eine Schaufel voll feiner, trockener, weicher Kohle in ein lebhaft brennendes Kesselfeuer zu werfen; hier zeigt sich, daß sich die ganze Menge auf einmal entzündet, wodurch die Hitze an einer Stelle noch größer wird, als sie an und für sich schon ist. Dieses Resultat muß natürlich in der Praxis vermieden werden. Bei feuchter Kohle wird der Verbrennungsprozeß verzögert, bis die Heizgase weiter nach dem Schornstein hingekommen sind, wo die Hitze besser abgegeben werden kann, so daß dadurch bessere Resultate erlangt werden. Jedenfalls unterstützt der sich bildende Dampf die Verbrennung. Diese Annahme wird auch durch folgende Beobachtung unterstützt: man hat nämlich beim Gebrauch von Gebläsen und Dampfstrahl-Apparaten gefunden, daß die bei Gebläsen gebildete Schlade hart und nicht so leicht zerbrechlich ist, während die bei Vermischung von Dampfstrahl erzielte Schlade viel weicher ist und daher auch wesentlich leichter zerbrochen werden kann. —

Humoristisches.

— Im Luftkurort. „Sagen Sie mal, Führer, das muß doch wirklich eine gesunde Gegend hier sein! Auf allen Straßen sieht man ja malte Leute vor den Häusern sitzen!“

„Na, gnädiger Herr, unter uns: das sind man bloß die sogenannten Penonmierzgreise; die werden alle Frühjahr von der Kurverwaltung engagiert und zum Herbst wieder heimgeschickt!“ —

— Vosschaft. „Cigarettenspiß' gefällig?“ — „Hat mein Mann schon!“ — „Vielleicht e' Portemonnaie?“ — „Mein Mann hat erst eins geschenkt bekommen!“ — „Oder wünschen Sie e' Taschmesser?“ — „Mein Mann hat schon zwei!“ — „Dann kann ich vielleicht dienen mit schöne Hemdknöpfen?“ — „Geben Sie sich keine Mühe — mein Mann braucht nichts!“

Hautierer (zur Frau): „Vielleicht e' paar Hosenträger gefällig?“ —

— Ehrfürchtsverletzung. „... Warum hat die Frau Bürgermeister eigentlich eine solche Wut auf Sie?“

„Ach, wissen S', mei' Ma' und ihr Ma' hab'n dö gleich' Krankheit g'habt — dö's hat s' scho' damisch g'f't! Nacha is mei' Ma' noch vor ihr'm Ma' g'storb'n — da war's aus!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— 18 000 M. sind als Ehrengabe für Wilhelm Raabe zusammengekommen. —

— Maxim Gorlis Gesundheitszustand hat sich wieder verschlimmert; die Aerzte wollen ihn nach dem Süden schicken. —

— Der polnische Dichter Michael Waludi hat sich in Krakau erschossen. War 64 Jahre alt geworden. —

— Die Mitglieder des Deutschen Volkstheaters in Wien beschlossen in geheimer Versammlung, in Stücken von Hermann Vahr nicht mehr aufzutreten, weil er als Kritiker sie abfällig beurteilte. —

— Adolfs Arronges Lustspiel „Die Wohlthäter“ wurde bei der Erstaufführung im Hamburger Thalia-Theater mit Beifall aufgenommen, in Stuttgart abgelehnt. —

— Dem Tonkünstler Robert Franz wird in Halle a. S. ein Denkmal errichtet werden; der Entwurf kommt von Professor Schaper. —

— Neo-Katholicismus. Der ezecho-slavische, in Paris lebende Plakatzeichner und Maler Alphons Mucha ist dem mythischen Catholicismus verfallen. Der ehemalige Lebemann will demnächst eine Reise nach Jerusalem unternehmen und danach trächten, „Werke einer ewigen Kunst zu schaffen und nicht nur fatten Menschen ein gefälliges Bild für ihre lästernen Augen zu geben.“ —

— Eine Professur für Gewerbehygiene wird an der Universität München errichtet werden. —

— In Santos (Südbrasilien) soll auf Staatskosten ein botanischer Tropengarten errichtet werden, der ebenso wie der Tropengarten von Buitenzorg auf Java europäischen Forschern Gelegenheit geben soll, im Besitze aller notwendigen Hilfsmittel die Tropenflora zu studieren. —